

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

84 (11.4.1931) Die Mußestunde

Die Wußestunde zur Unterhaltung und Belehrung

15. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 11. April 1931

und das Notizen vom 10. April sind. Damit war der Zeitgeist erfüllt. In den Jahren 1790 bis 1799 wurden dann bereits fünf jährlich Notizen auf diese Weise gedruckt, danach in Leipzig durch Würde eine Wochenzeitung. Die erste lithographische Kunstausstellung wurde 1804 in München begründet. Senefelder war am 6. November 1771 in Prag geboren. Er starb in München im Jahre 1834. Seit seiner Geburt sind also im November des laufenden Jahres 160 Jahre vergangen. Hatte Senefelder damals den Wäßerscheitel nicht geschrieben, so wäre der Steindruck wohl erst viel später erfunden worden. S. 2.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Das Heft „Die Problematik des § 213 St.G.B.“ lautet die Überschrift des einleitenden Aufsatzes der neuesten Nummer der Zeitschrift der Frau „Das Heft“. Dieser ersten Abhandlung folgt ein Bericht über die Ausstellung „Wohnung und Mode“ und anschließend findet die Leser eine erste und bessere Frühlingsmoden- und humoristische Bilder. Für die Ehegatten ist der reich illustrierte Aufsatz „Et, Et, Et...“ mit vielen besten literarischen Beispielen aus jeder Literatur. Ein sehr interessanter Bericht über das Schicksal der „Christine von Schweden“, die beiden laufenden Romane „Antia denkt an Dich...“ von Franz Harper und „... noch bleibt der Weg nach El Oro“ von Ramon Lambrini, Weltadungen und Kurzgeschichten geben dieser Nummer einen abwechslungsreichen Inhalt. Der „Untergrundbrennstein“ bringt die neuesten Frühjahrsmoden. Jede Zeitung kann beim Lesen der Preisangabe Geld und Zeit ersparen.

Sich erfolgreich bewerben! lautet der Titel einer weiteren Schrift der Sammlung „Sich dir selbst“, verfaßt von F. S. Hoffmann, Verlag Welt, Stuttgart in Bonn (W. 2. 2. 10, 76183 Köln) Preis 1.— M. Das vorliegende Buch behandelt das Stellensuchen nicht nur nach dem „Wie“ des Bewerbens, sondern vielmehr, um was man sich bewerben soll. Erst danach haben Bewerber Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten, dann sich bewerben — das ist dieses Buch und daher ist es etwas Neues. Am besten Vorbereitung der Bewerbung ist großer Wert gelegt und durch die Art der Behandlung des Stoffes ist dem Buch schon ein Erfolg über. Wenn auch die Beispiele auf den kaufmännischen Anschlüssen zugeschnitten sind, so haben sie doch für die Angehörigen aller anderen Berufe den gleichen Wert. Eine bis ins einzelne auf durchnummerierte Arbeit, die dem Bewerber wirklich gute Dienste leistet und ihn zum Ziele führt, liegt hier vor.

Marxieren — nicht träumen. Von Emil Wegner, Einach-Verlag, Sambrana, Kart. 4. M., Seiten 5.50 M. — Ein neues Werk des durch seinen „Titan der Selbsthüter“ reich bekannt gewordenen Verfassers. In der Zeit der Memoirliteratur und der Biographien wird ein Buch besonders interessant, das darzustellen vermag: wie es einem Menschen möglich war, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Der Major a. D. Richards, der seine Kriegserlebnisse aufzeichnen will, muß die ungewohnte Erfahrung machen, daß die Wirklichkeit erst dort ganz fahbar und erklärlich wird, wo sie mit dem Ueberreinen zusammenfließt. Diese Wirklichkeit muß nicht ins Märchen entgleiten zu lassen, sie im Irdischen festzuhalten, daß ist der Inhalt von Richards in einem sehr menschlichen Sinne tragischen Kampf. Dieses festliche Gegenstands in der Geschichte der Arbeiterromane des geistigen Schaffens überhaupt. Von einem leidenschaftlichen Wortschreiber getrieben, prenat es den Rahmen der Erzählung, wird es selbst zu einem Modell dessen, was es darzustellen muß.

Das Heute der proletarischen Aktion — Gemüths- und Wandlungen im Klassenkampf von Dr. A. Gurland, 100 Seiten, Großoktav, Preis Reichs. 2.50 M., Seiten 3.50 M., 2. Aufl. Ausgabe 2.70 M., G. Landwehr-Verlagsbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W. 30. — In beschleunigtem Tempo wandelt sich vor unseren Augen die Organisationsformen und Unternehmungsgebiete der kapitalistischen Wirtschaft. Die von Marx angelegte Grundstruktur der Wirtschaft ist die gleiche geblieben, aber nicht nur die Wirtschaft in ihrer Organisationsform, sondern auch die Krise der Wirtschaft trägt heute ein anderes Gepräge als vor dem Kriege. Diese Zusammenhänge aufzuheben, hat sich Gurland zum Ziel gesetzt. Die in seinem Buch gegebene Schilderung der gegenwärtigen Situation der kapitalistischen Weltwirtschaft gibt die Grundzüge für eine Durchdringung der Wandlungen, die in den Kämpfen der großen Gesellschaftsklassen vor sich gehen. Gurland zeigt die Zwangsläufigkeit der geschichtlichen Situation, aus denen sich so viele Niederlagen des Proletariats ergeben haben, er zeigt die Auswirkungen der wirtschaftlichen und politischen Kämpfe auf die seelische und kulturelle Haltung der Arbeitermassen, er nimmt zu den Auseinandersetzungen innerhalb der Sozialdemokratie und der Gewerkschaftsbewegung Stellung, ohne irgend eine Richtung von Parteien und Fraktionen freizusprechen und zu idealisieren. Aber immer er die geschichtlichen Wurzeln der heutigen Verfassung der Arbeiterbewegung aufweist, das Veranlassen von dem Leidenden fordert, die Tendenz der weiteren Entwicklung zu zeigen, ermöglicht Gurland die Heraushebung der geschichtlichen Triebkräfte, die das Bewußtsein der Arbeiterklasse revolutionieren, ihren Kampf politisieren und artikulieren müssen. Damit eröffnet sich der Ausblick auf eine innere Befreiung und Erlösung der sozialistischen Bewegung, die freilich nicht von selbst kommt, sondern erkämpft werden muß, neben dem Marx'schen Worte, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein kann.

Technik für Alle. Mitten hinein in den Bereich eines großen Arbeiterwerks führt uns diesmal als erstes die neueste Nummer Monatshefte für Technik und Industrie „Technik für Alle“ (Verlag Dietz & Co., Stuttgart; Preis im Einzelheft: 3 reich illustrierte Hefte, dazu eine Buchbeilage 2.25 gebunden bzw. 2.50 gebunden, einzelne Hefte je 75 Pa.). Das Auswählen des Kupfers und die Tragfähigkeit sehen wir, lösen dem Dacht, wie er isoliert, unflüchtig, verklebt, mit dem Weilmantel umhüllt, abgezert, gepulvert wird und endlich als verarbeitetes Metall hinausgeht, um der Verfertigung der Menschheit zu dienen. Daraus wird aus der Fertigungsfabrikation folgt eines aus der Roboterwelt. Ein Aufsatz über die Gewinnung und erste Verwertung der Kohlenstoffasche unterrichtet uns an Hand einer äußerst klaren und lehrreichen Tafel mit Idealzeichnung einer Braunkohlengrube über alle dort in Anwendung kommenden Verfahren. Ein anderer Artikel behandelt die Gewinnung von Futtergütern aus Holz nach der neuen bergischen Holzverholzung. Der größte Raum der Welt, ein planisches Konstrukt, steht sich uns vor, und sich aber zum Nachbarn als Gegenstand ein profitables neues Steinbauteil gestalten lassen. Als letzte Neuigkeit im Roboterwelt präsentiert sich die „Klanggitter-Rugel-Antenne“, die bestimmt ist.

Rätsellecke

Treppe-Rästel.
Obige Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen, und zwar nennt die oberste Stufe der Treppe einen Kästen, die zweite einen Fluß in Oesterreich, die dritte ein Maß und die vierte einen Komponenten.
Kästel.
Ich geh' dem Kaufmann durch die Hand.
Ein „i“ hinein — ein Wasserband.

1	2	3	4
2	5	4	
3	4		
4			

Kätselausflungen

Bierkästel: Okerfeld.
Zusammenhänge: Kom Eise befreit sind Strom und Bäche.
(Pauls Osterparadeana).
Richtige Lösungen fanden ein: Julius Grimmer, Karlsruhe; Ludwig Neff, Dagsfeld; Nachtrag: Mathilde Basler, Karlsruhe.

Wiß und humor

Grüßchen im Kinn. Im Blatt der Hausfrau finden wir diese Anfrage: Grüßchen im Kinn. Hat eine von den lieben Mitgeschwestern schon von dem Überglücken gehört, daß ein Herr, der ein sogenanntes Grüßchen im Kinn hat, zweimal heiratet. Ich habe eine erigte Bekanntschaft mit einem Herrn, der ein so geteiltes Kinn besitzt, und ich fürchte nun fast, ihn zu heiraten. Bin ich zu anständig oder — gar töricht?
Oder — gar bloß?

Schule. Wie heißt die Mehrzahl von Kind, Schorcht?
„Zwillinge!“

Schlechte Welt. Wie mißtrauisch die Menschen heutzutage sind. Seit vierzehn Tagen trage ich eine falsche Mark in der Tasche und kann sie nicht los werden!“

Autoschäufel. Ich möchte einen raffinen Wagen, etwas nach Außergewöhnliches.
„Vielleicht einen Wagen auf Parzählung?“

Durchschau. In der Pension wohnten u. a. ein Bauer und ein Kreuze. Die sich gegenseitig gehörig neckten. Eines Mittags — die beiden saßen sich gegenüber — sagte der Kreuze: „Ich zerbreche mir schon dauernd den Kopf über das Problem, was wohl zwischen einem Bauern und einem Schaf Trennendes liegt.“
„Momentan das Trichtloch“, antwortete der Bauer.

Zu viel verlangt. Frischchen muß ins Spital, wo er sich einer Mandeloperation unterziehen soll. Frischchen will aber nicht, und so verspricht ihm Mutter alle möglichen Belohnungen, wenn er sofsam und tapfer sein wird.
Endlich ist Frischchen überredet. „Gut“, sagt er, „ich gehe ins Spital. Wenn sie mir aber auch ein schreißendes Baby ins Bett legen, wie damals Tante Annie, dann renne ich weg.“
(Aus der Nr. 10 der „Lustigen Blätter“ (Verlag Dr. Sell-Enster H. G., Berlin SW. 68, Markgrafenstraße 77), die zum Preise von 50 Pfg. überall zu haben ist.)

Senjents. Ein Missionar sprach vor seiner aufmerksamen Gemeinde über die Schreden der Sünde. Er schloß mit dem bekannten Wort: „Da wird kein Heulen und Zähneklappern.“ Seine Rede machte tiefen Eindruck, besonders auf eine alte Frau auf der vordersten Bank. Immerhin hatte sie einen Einwand.
„Herr Pastor, ich hab' keine Zähne mehr!“
Nach kurzem Besinnen erwiderte ernt der Prediger: „Zähne werden geliefert!“
(Aus der Nummer 11 der „Lustigen Blätter“, Verlag Dr. Sell-Enster H. G., Berlin SW. 68, Markgrafenstraße 77, die zum Preise von 50 Pfg. überall zu haben ist.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Frage in die Nacht

Wann geht die Nacht zu Ende? Wann war ihr Aufgang? Langsam schreiten die Stunden wieder über mich hin.

Schwärme von Bildern bedrängen mein inneres Gesicht. Gedanken hängen sich an mich; Jeder ein Gesicht. Bekannte Geräusche kommen von Ferne zu mir her; Uhrenschläge. Der Schrei eines Autos. Schon tönen sie nicht mehr.

Manchmal eilt der Mond vorbei am entfalteten Saug, schimmert blau durch mein Fenster, und löst sich schnell wieder aus.

Ich ginge die dunkeln Straßen doch rascher über mich hin. Ich läche, läusche und warte, daß dieses Warten Sinn?

Hat diese Nacht denn ein Ende? Weich ich, wann sie besann? Vielleicht gehn wir im Dunkeln ein ganzes Leben lang. Willu Freu.

Kriegsfolgen in Staatswesen Wirtschaft, Technik

Von Prof. Dr. A. Kleinberg*)

Der Weltkrieg hat die Entwicklung so weit gefördert, als blind dahinjagende Zertründerung das vermag — indem er Ueberlebendes niederlegt und so den Boden für neue Bildungen frei macht. Die stärksten Völker, mit welchen das Mittelalter in die Vorkriegswelt hineinragte, stürzten durch ihn zusammen; die Deutschlandsmächten in Preußen, Oesterreich, Rußland und der Türkei und die kritisch-neue Bindung breiter Volksmassen an das kirchlich-traditionelle Denken. Der Krieg sprengte die Ketten der Polen, Tschechen, Südlawen und russisch-asiatischen Randvölker, durch ihn drang die nationale Revolution in das Herz Asiens, nach China, Indien und Mesopotamien vor, und sie wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie alle untreuen Völker ergriffen haben wird. Der Krieg begründete die liberalsten Betriebsformen und die gewohnten Beziehungen des Weltmarktes, zerbrach die Privilegien von Adel und Klerus, brachte den Proletariern und Frauen die politische Gleichberechtigung und stellte mit all dem das Alte, das seinen Platz behauptete, und das emporstrebende Neue zu hartem Entscheidungskampf gegeneinander.

Auf einem Gebiet ist dieser Kampf des Geistes gegen das Heute bereits entschieden: auf dem der Wirtschaft und Technik — was vor dem Kriege Tendenz und Anhalt war, ist in Umsturz und Neubau Wirklichkeit geworden. Wohl leben noch Kleinbetrieb, Handwerk und gewohnte Facharbeit, aber die Kraftkörper neuer Maschinen, das laufende Band und gigantische Kraftzentralen machen ihnen Platz und Berechtigung freilich, die den Menschen ausschaltende Mechanisierung und Rationalisierung erobern sich die Welt. Da gibt es Dreifachmaschinen, die das eben gemähte Getreide gleich auf dem Felde dreschen, Preßluftkammer, die im Schacht den Bergmann abfüßen, erbarmungslos abrollende Bänder, die den Arbeiter auf einem Kugelstein seinem Arbeitsfeld nachzuführen zwingen. Da gibt es Formung der Metallteile im Haus- und Maschinen, im Automobil- und Schiffbau, gibt es beinahe selbsttätige Lokomotiven, Bremsen und Weiden, arbeitseffiziente Spezialmaschinen von feinsten Differenzierung, präzise Messenerzeugung fast ohne Mißhilfe der Menschenhand. Dazu kommen die Großtaten

*) Diese Ausführungen sind dem im Verlag von H. G. Teubner in Leipzig und Berlin erscheinenden Buche „Die europäische Kultur der Zukunft. Umrisse einer Weltanschauung“ entnommen, das in nächster Kürze eine Gesamtübersetzung von der Monatshefte des Volksfreund sein wird.

der Chemie, die Del aus Kohle, Stickstoffdünner aus Luft, Jucker aus Holz herzustellen gelernt und damit die Kohlenstoffbasis unendlich verbreitert hat; kommt die Ausnutzung von Wasser und Braunkohle zur Erzeugung und Ueberlandleitung riesiger Elektrizitätsmengen, kommen Hochöfen und Kraftmaschinen von verwickelter Leistungsfähigkeit, kommt die Umwälzung des Transport- und Nachschubwesens durch Automobil, Flugzeug und Funktelegraphie. Es ist eine Entwicklung, deren ganzer gewaltiger Apparat zur Konzentration und Monopolisierung drängt, und Amerika, die finanzielle Großmacht von Krieges Gnaden, tut alles dazu, um diesen Prozeß zu beschleunigen. Unter seiner Führung schlossen sich deutscher Chemie- und amerikanischer Erdöltrakt, europäische und amerikanische Elektrizitätsgesellschaften, Gummi, Kali- und Kunstdüngererzeugung zusammen, gibt sich das Finanzkapital in der Reparationsbank einen internationalen Ueberbau, schließen sich Konzerne und Trusts von Kiefenausmaßen an, auch die Eisen- und Kohlenabwinnung, die Stahl-, Automobil-, Lokomotiv- und Holzindustrie zentral zu vereinigen. Es mag dahingestellt bleiben, ob wirklich einmal, wie das in der geraden Fortsetzung dieser Entwicklung zu liegen scheint, wenige, von allmächtigen Direktoren repräsentierte Gesellschaften nach einheitlichem Weltwirtschaftsplan Rohstoffabwinnung und industrielle Erzeugung werden regeln, Absatzbedingungen und Preise werden diktieren können. Nicht utopisch aber ist die Notwendigkeit — man denke an das internationale Arbeitsamt in Gené —, Rationalisierung und Konzentration miteinander in Einklang zu bringen, den durch die Technik freigelegten Arbeiterbeeren neue Lebensmöglichkeit zu schaffen und die Arbeitszeit so zu kürzen, daß jeder Produktionswillige auch Beschäftigung findet. Unter den Vorwahlen dieser unvermeidlich heranrückenden Kämpfe richten sich die Fronten von Großkapital und Arbeit, von Besitzenden und besitzloser Masse immer stärker aus. Dringt der Gegensatz zwischen ihnen in alle Gebiete des öffentlichen Lebens, in jeden politischen Konflikt, in fast in jedes Gedankengebilde beherrschend ein.

Wanderung durch Australien

Wohin geht der Weg? Von Kurt Diefenbarg, s. 31. Ausland (N.E.)

1. Der Farmer ohne Geld

Seit vier Tagen bin ich im Mudgoc-Distrikt, 400 km landwärts, einem der fruchtbarsten Gebiete Neu Süd Wales. Wolle, Weizen, Grünfüttermittel, Kohle, Gold sind da und sogar das ganze Jahr — Wasser. Heute vormittag bevor ich nach Gulgona fuhr, der alten Goldgräberstadt, fielen wir in Mudgoc etliche Männer auf. Sie saßen an der Straßenseite, schwaabend, weifenrauchend, verwegene abgeriffene Gestalten zwischen 25 und 50. Da eine Schmeide in der Nähe war, dachte ich: das sind Knechte vom Land, die die Pferde beschlagen lassen. Heute abend, als ich zurückkam und die Männer noch immer da waren, erkundigte ich mich und erfuhr: Arbeitslose. Bitte, zu beachten: Arbeitslose in einem Städtchen von 3500, in einem Landbesitz von 14000 Einwohnern. Wie ist der Widerspruch zu erklären? Zu wenig Bevölkerung und dennoch — Arbeitslosigkeit? Zu hohe Löhne lagen die einen, der Farmer kann sie nicht zahlen. Bis er keine Anreize für die Rent erarbeitet und außerdem keine jährliche Berufsbildung abgezahlt hat, bleibt ihm nicht genug zum Leben, muß er noch einige Landarbeiter halten. Dieses Kraument stimmt nicht. Es ist keine Erklärung dafür, daß es auch hier Arbeitslose gibt. Wesentlich ist: eine schlechte Wirtschaftsorganisation. Es ist wichtig zu wissen, daß der australische Landarbeiter der einzige Arbeitnehmer ist, der nicht den Schutz eines gesetzlichen Mindestlohnes genießt. Hier ist eine der Ursachen der Abwanderung in die Städte. Der Landarbeiter zieht vor, arbeitslos in der Stadt zu sein, wo er von Zufallsbeschäftigung lebt und den staatlich bewilligten Lebensmitteln, ebe er für einen schlechten Lohn die schwere Farmerarbeit leistet. Andererseits: der Farmer kann keine höheren Löhne zahlen, da er seine Produkte auf dem Weltmarkt absetzen muß. (Lohnbeispiele, vor der Aushebung der Mindestlöhne für Landarbeiter, nach der Veröffentlichung des Statistischen Amtes in Neu Süd Wales: Maschinenführer S. 18. — täglich, Fuhrmann S. 14. — Kartoffelfleiser S. 13. — Garten-Zusammenfänger (Stat. Baubilder) S. 23. — Zu diesen Tageslöhnen kommt noch freie Verpflegung und Wohnung.

Der Farmer konnte diese Löhne nicht weiterzahlen wurde gejagt; nämlich, weil er Land kaufte und kaufte mit — Bankkredit.

Weil er ins Blaue hinein wirtschaftete, niemals an einen Preisrückgang dachte, geschweige an einen Preisturz. Es ist nicht die Weltdepression allein, die sich hier auswirkt; nicht der Preisturz für Wolle und Weizen ausschließlich; es ist nicht minder die Auswirkung einer egoistischen Bevölkerungspolitik, die (wahr nicht offiziell, aber in der Praxis) den Einwanderer nicht wollte und heute noch nicht will. Die Auswirkung einer Politik, in gleicher Weise von der National Party wie von der Labour Party betrieben, die Australien als Inselkontinent erbatte, ihn isolieren will. Und nur soweit mit der übrigen Welt Kontakt bestanden hätte, als sie als Abnehmer für australische Produkte in Frage kommt. Im übrigen aber weite Wirtschaft mit 6 1/2 Millionen Bevölkerung; mißwirtschaftet aus dem Reichtum dieses Landes.

II. Arbeitslosigkeit trotz Naturreichtum

„We lived in a fools paradise!“ — „Wir lebten in einem Narrenparadies“: dieses Eingeständnis des Australiers von heute charakterisiert das vergangene Jahrzehnt. Bis vor wenigen Monaten noch bestritt er nicht, wie man anders als in Wohlstand leben könne. In einer Stadt wie Sydney (1 128 000 Einwohner) gab es keine Armut im europäischen Sinn; der Bettler war eine fast unbekannte Erscheinung. Die letzten sechs Monate verkörperte reich und rücksichtslos diesen schönen Traum vom Reichtum, und Australien ist gezwungen, davon Kenntnis zu nehmen, daß es doch nur ein wüster (und durchaus nicht so wichtiger) Teil der Organisation ist, die wir als Weltwirtschaft kennen.

Der Australier — der Arbeiter, der Beamte, der Verkäufer, die Stenographin — war gewohnt für ein Minimum an Arbeit ein Maximum an Lebensgütern und Genuss einzutauschen. 40—44 Stunden-Arbeitswoche, sehr hohe Mindestlöhne ohne wesentlichen Unterschied für gelernte und ungelernte Arbeiter, Ertragszulagen für „dirty work“ (schmutzige Arbeit: Schlachthof, Kanalisation usw.), gehörten der wohlhabenden Stadtbevölkerung ein Leben in Luxus; und verglichen mit dem Leben in jedem anderen Land. Das eigene Auto für den kleinen Beamten und Arbeiter war nichts Besonderes; Kino- und Theaterbesuch zwei- und dreimal die Woche war etwas Selbstverständliches; die weiblichen Angehörten waren die Hauptabnehmer importierter Modeartikel — Kleider, Schuhe —; kurz, das Feinste war gerade gut genug. Niemand verlor sich das Gerinaste. Die Mindestlöhne gestatteten diesen Luxus, der jede scharfe Abgrenzung zwischen reich und arm aufhob. Der Wohlhabende konnte sich auch nicht mehr erlauben als sein Einkommenshaus, zwar etwas größer und vielleicht mit einigen Gemälden an der Wand; ein teures Auto, eine raffinierte Küche und Bediente. Der Arbeiter hatte daselbe: kein Einkommenshaus, kein Auto, ausgezeichnete Lebensmittel — nur keine Bediente.

Die wenigen warnenden Stimmen, die darauf hinwiesen: es ist eine Unmöglichkeit, daß die durch den Krieg hinausgetriebenen Preise für Bedarfsartikel (Wolle, Weizen, Butter, Früchte, Erz) sich dauernd halten, wurden überhört. Die Wirtschaftsführer erkannten zu spät die Tatsache, daß der große Warenhunger der Nachkriegszeit durch eine Überproduktion abgeleitet wurde; daß die Kaufkraft der Hauptabnehmerländer (England, Belgien, Europa und Japan) rapid schwand. Man vermaß hier, daß Australien auf den Weltmarkt in Bradford, auf die Weizenböden in Chicago und Ottawa angewiesen ist; betrachtete die hohen geltenden Preise nur als Basis für noch höhere. Wenn daher die Tendenz dieser Märkte zu fallen begann, wurde die ganze australische Wirtschaft aus den Angeln gehoben. Aber niemand rechnete mit einer solchen Weltwirtschaft. Die hohen Preise waren tot.

Nach Anfang 1928, als die Preise für Wolle, Weizen und Erz (insbesondere) zu sinken begannen, glaubte Australien nur an eine vorübergehende Marktschwankung. Diese Hoffnung trug. Die Preise fielen und fielen, aber die Ausgaben — private und öffentliche — wurden nicht eingeschränkt. Es widersprach der Waise des Australiers, der ein hundertprozentiger Optimist ist, auf den geringsten Teil seines Lebensstandards zu verzichten.

Dieselbe Großartigkeit zeigt sich auch in den öffentlichen Ausgaben. Trotz des Einkommensrückganges an Staatsmitteln ließen die Regierungen der Einzelländer sowie die Bundesregierung sich nicht abhalten, weitere Millionentredite für Public Works aufzunehmen. Außer Eisenbahnbauten — in Gegenden, wo die nötige Verkehrsbedeutung, um eine Rentabilität zu erzielen, erst in Jahrzehnten erreicht werden kann — wurden gewaltige Schleusen in die im Stromgebiet des Murray und Darlingarter in Australien genommen, die teilweise zur Schiffbarmachung, größtenteils zur Bewässerung angrenzender Gebiete dienen; Asphalt- und Zementstraßen wurden hunderte Meilen ins Innere des Landes gebaut; große Elektrizitätswerke errichtet und Überlandleitungen gelegt. Alle diese Investitionen werden gewiß der Zukunft Australiens zum Vorteil gereichen; die drückende Schuldenlast muß jedoch außer den enormen Kriegskosten von der gegenwärtigen Generation getragen werden.

Der letzte Kurgast

Von Helmut Sauri.

Als Paul in die niedere Friseurstube eintrat, betrat er den Meister isolierend neben dem Dien.

Paul setzte sich leise in einen der ledergepolsterten Sessel und beschloß zu warten, denn schließlich, so dachte er, muß der Mann ja einmal aufwachen. Schon nach zehn Minuten zeigte es sich, wie behärdet diese Hoffnung gewesen war: der Mann tat einen leichten Schauer, erhob den Kopf, den er im Schlaf wie eine überfüllte

Sache auf die Seite hatte fallen lassen, rieb sich die Augen, klemmte den Zwicker auf die Nase, gewahrte mit Verwunderung den Gast, begrüßte ihn, ohne sich jedoch zu entschuldigen, und rief mit tiefer Stimme: „Gon? Kundschafft!“

Kun, Gon, der Geselle hatte seinerleits hinter dem Badentisch geschlafen. Durch den schmalen, schrankförmigen Tischlauf aus Glas war er verborgen geblieben, und erst jetzt erblickte Paul, daß außer ihm selbst und dem Meister noch jemand in dem Raum vorhanden gewesen war.

„Wir scheint, du hast geschlafen“, murmelte der Alte.

„Geschlafen?“ erbot es gekränkt. „So kann man's nicht nennen.“

„Also doch! Nun leben Sie sich dieses Stück von einem Menschen an!“ kante der Meister zu Paul. „Hat keine Eltern mehr und schläft, während er arbeiten sollte. Ich werde den Bengel noch auf die Straße jagen.“

„Ein Friseur muß ausgeholfen sein“, erwiderte Paul mit milder Stimme. „Wie leicht kann es sonst geschehen, daß ihm vor Müdigkeit das Messer aus der Hand gleitet. Bedenken Sie: die Folgen wären unter Umständen schrecklich!“

„Nun ja, unser Beruf ist ein verantwortungsvoller Beruf“, meinte der Alte geistreich. „Da mögen Sie Recht haben.“

„Geradezu schrecklich wären die Folgen“, sagte Paul hinend. „So eine Verantwortung!“ leuchtete er. Seine Stimme klang wie Butter unter einer schönen Temperatur von Ritzpapier.“

Der Meister schielte mißtraulich auf ihn hinüber und laute herausfordernd: „Ach, man soll nicht übertrieben. Es ist halb so schlimm, der Junge hat genug Zeit zum Ausschlafen. Die Nacht ist lang.“

„In der Jugend sind die Nächte manchmal zu kurz“, flüsterte Paul besahnt.

Gon grünte unverkündet. Das Rasiermesser lag einen winsigen Schnitt in Pauls linke Kinnseite.

„Sag die heutige Jugend!“ laute der Alte voll Ueberzeugung. „Es folgte ein Gespräch über die heutige Jugend.“

Als Paul nach beendeter Prozedur aus dem Laden trat, breitete schon die Abenddämmerung ihre ersten Schleier über den Rathausplatz. Die Straße lag verlassen. Das Leben der Bürger, das in aller Welt auf Straßen und Plätzen noch einmal betrieblum und mit wichtiger Gebärde einberaucht, ehe es sich vor der gefährlichen Unübersichtlichkeit der Nacht in die Häuser rettet und um die Tischlampe sammelt — hier schien es weggezogen zu sein, ausgetrotet mit Stumpf und Stiel oder abgewaschen von dem unendlichen Regen dieses Herbstes und fortgeschwüpft, unbegrifflich wohn.

„Wohin, wohin“, fragte sich Paul, denn er war fest davon überzeugt, daß er nicht auf die Dauer vor der Tür der Friseurstube stehen bleiben würde. Eifrig spähte er die Straße hinauf und hinab nach einem Opfer, mit dem er sich über das schlechte Wetter und den Winterschlaf in Natur und Menschenleben hätte unterhalten können. Aber niemand ließ sich blicken. Er erinnerte sich des Bildes, das er neulich in einer illustrierten Zeitschrift gesehen hatte: am Mast einer Segelacht lebte da ein schlankes Mädel, der Wind hatte ihr das blonde Haar zerzaust, aus dem hübschen Subengisch blühten zwei große Wangen schalkhaft der Betrachter an. „So wahr ich Paul heiße“, schwor sich der Mann wehmütig, „ne könnte jetzt ihr Glück bei mir machen.“

Aber sie kam nicht. Vielleicht hätte sie gerade jetzt andere Sorgen, wer konnte wissen. Es kam überhaupt niemand. Die Straße blieb menschenleer. Die kleinen Käufer harrten aus ihren kaudelnden Alkernen, mit Gardinen verhängten Augen blind in die Welt. Die Hausfrauen lagen fest in den Schürren. Da und dort schimmerte aus den winsigen Geschäften durch das elektrische Licht durch die Schaufenster.

„Wo bleiben die Menschen“, grüßte Paul. „Denn doch nur von ihnen her kommt aller Sinn zu diesen Dingen: zu den Häusern, Geschäften, Schaufenstern und elektrischen Glühbirnen. Häuser sind da, um bewohnt zu werden, Schaufenster um auszuweisen und Glühbirnen zum Leuchten“, philosophierte er. „Aber hier warten erst alle Dinge daß jemand komme und Licht erzeuge. Zu denken, daß in diesen Häusern hundert Stuben sind! In jeder Stube steht ein Bett, mit weißer Leinwand überzogen, die leicht noch Seife duftet und Erwartung atmet.“

Paul säuberte sich eine Zigarette an. Sollte er auf sein Zimmer gehen und lesen? Briefe schreiben? Radio hören? Er konnte sich nicht entscheiden, er fühlte sich trübe, faul und war zu rein gar nichts aufgelegt. „Anzeichen von akuter Verblödung“, stellte er fest. Aber das gehöre mit zur Kur, hatte ihm der Arzt gesagt. „Gut“, tröstete sich Paul, „je schlechter es dem Hirn geht, desto fähiger gedeihen mir die anderen Körperteile.“

Er schlenderte die Straße hinab, am Kurhaus vorbei, an den Hotels und Pensionen, auf deren äußerer Seite posthumose Worte toffen: Waldschloß, Schwarzwaldhaus, Charlottenruhe, Sanus Ingeborga. „Ingeborg!“ brummte er. Vor einem kleinen Café blieb er stehen und spähte durch die Fenster. Es war hell erleuchtet, aber leer. „Ach, noch in der vorigen Woche hatte hier beim Tanz ein Weibchen von der eierköpfigen Rivalin Schläge bezogen. „Bravo“, hatte er damals ausgerufen. „Acapao, ich bin euch so dankbar für jedes Lebenszeichen!“ Herrlich aufregend war das gewesen, noch zwei Tage lang hatte man davon reden können. Aber nun gab es ja auch so etwas nicht mehr.“

Paul ging weiter und kam zu der kleinen Brücke, die das glucksende, luhig kullernde Wasser der Alb überspannt. Ueber die kleine Brücke gelehnt säßte er die Forellen, die hier, an dieser ziemlich leichten Stelle des Bades ihren Lieblingsplatz zu haben liebten. Heute sah er nur drei, aber früher waren die anderen in der Dämmerung nicht mehr zu erkennen. Unbewußt laugte sie, mit dem Kopf gegen die beträchtliche Strömung gerichtet, dicht

über dem Sandboden. „Wie sie das ferne Schreien, ohne den Körper zu bewegen“, wunderte sich Paul. Kaum, daß sie einmal mit der Schwanzflosse eine klägliche Wendung ausführten. Aber nicht nur jetzt, auch sonst lagen sie meist — manchmal während Stunden — auf der gleichen Stelle, ruhten träge und stellten sich gegen den Strom.

„Wie alles und alle in diesem seltsamen Ort!“ verglich Paul. „Sie schauen nicht nach rechts und nicht nach links, geben nicht vorwärts, aber auch nicht rückwärts. Sie stehen ganz und gar still über dem leichten, windgeschüttelten Fließ Erde, der ihnen die Welt bedeutet. Sie wissen nichts von der Zeit und dem Strom des Lebens, den ihnen der Sommer von außen aufträgt, fließt niemals durch sie hindurch.“

Paul erinnerte sich, wie er eines Tages in Marseille, auch über eine kleinere Brücke gelehnt, während der Mittagszeit auf das saulige überhörmte Wasser des Saens hinabgeleitet hatte. Neben ihm säßten sich in der Sonne ein paar Matrosen, Dänen und Subalter. Aus den nahen Kalksteinen hörte man Weibergeschrei und ein Gebulde wie von vielen Drehorgeln. Da plötzlich schob aus der taubenden Ferne des Meeres plötzlich ein riesiger Kal empor, erschwapte den Brocken, den jemand hatte fallen lassen, und tauchte lautlos wieder hinab: das Werk einer Sekunde. Aber in der einzigen Sekunde hatte Paul diese ganze wundervolle, grauenhafte Stadt Marseille gesehen.

Nun, hier schauete niemand. Hier lag man still unter der Oberflache, gab sich der Verdauung hin und wartete auf und geduld, bis die Zeit neue Nahrung heranschwemmte.

„Wie alles verstand man vortrefflich: die Weiber derjenigen zu mähen, die da zohlen konnten. Denn dieses war das Geschäft, von dem man lebte. Soobald das Geschäft die Menschen verlor. Die Gräber auf dem kleinen Friedhof waren mit Gras überwuchert, die Farbe auf den Soldaten wurden niemals erneuert und die Namen der Toten waren abgewaschen vom Regen und vergelien. Und noch eines vergaßen die Menschen hier in diesem seltsamen Ort: die große Zeit und das tolle, wunderbare Leben.“

Als Paul überlagert in seinem Hotel ankam, fand er ein Telegramm auf dem Tisch, rief es auf und las: Schlimmes Ereignis hier heute! Ich bin krank, Petroschen buchstabierte er Wort um Wort. Aber dann kam Leben in ihn, er fürzte zum Schrank, rief die Kleider heraus und zerrte den Koffer unter dem Bett hervor. Abreißen. Fort. Etwas Schlimmes? Aber gleichviel, es hat sich etwas ereignet! sprühte und dröbte es in ihm.

Und plötzlich wußte er Klar: auf nichts anderes hatte er sechs lange Wochen hindurch in dem stillen Ort gewartet als auf diese eine laudare Nachricht.

Der Papagei

Von Michael Soltzhenko.

Ja, meine Lieben, das war eine Zeit! Nicht übel sind wir damals vor den Bauern auf dem Bauk aeruht, und wüßte? Um ein Stück Brot und ein paar Eier. Was haben wir nicht alles ins Dorf geschleppt: Möbel, Musikinstrumente, Spiegel und weiß der Teufel, was noch alles. Allein die Zahl der Ähren geht in die Millionen. In einem Dorf kamen so viel Ähren zusammen, daß die Bauern sie in der Scheune und außen an ihren Häuten angehängt haben. Und von einem Bauern erzählt man sich, seine Kuh habe am Fuß eine Armbanduhr getragen.

Ja, ja, ein Schelm ist unser Bauerlein, das muß man ihm lassen. Ach du, und was für ein Schelm!

Meine Alte — ein schmuckes Weib ist sie — die ist mal mit einem Spiegel losgezogen. Groß war es ja nun gerade nicht, das Spiegelglas, aber die Fraue, mit verlauf zu jagen, die war ganz gut zu leben. Also sie fuhr los. Die Feiertage standen vor der Tür, und sie brauchte notwendig Viehl. Sie jammerte noch, die Gans: Wie soll ich nur so eine Last nach Hause schleppen, jagte sie. So kam sie also in ein Dorf. Aber da meine Güte! Ähren, Klaviere, Spiegel, lübel du willst, in der kleinsten Hütte. Und da kommt sie an mit ihrem entsetzlichen Sie den Ausdruck, hunds-gemeinen Siegelchen. Wissen Sie, was man ihr geboten hat? Sehe! Säuerer!

Was, denkt sie, das tät euch so passen. Gebt doch Korn oder ein bißel Mehl.

Nein, sagen sie, wir haben unfern Tarif — für einen Spiege! gibt es Eier.

Die Frau doch wahrhaftig mit leeren Händen wieder heim.

Ein Bauer, übrigens hatte sogar mit sich nehmen lassen. Das war gleich auf dem Bahndorf.

Ach, laute er, schade, daß er so winzig ist. Wenn er größer wäre, würde ich dir schließlich Viehl dafür geben. Aber der paßt mir nicht. Ich brauche so einen, wo man auch die Beine sehen kann.

Und wou, meine Lieben, braucht er seine Beine zu leben? Ach ein Schelm ist der Bauer.

Und selber bin ich auch einmal hinausgefahren. Ich muß noch jetzt lachen, wenn ich daran denke. Einen Papagei habe ich mitgeführt.

Ich wollte ja eigentlich nicht um alles in der Welt fahren. Aber meine Alte ließ mir keine Ruhe. Lachte und quälte. Nun, da bin ich also gefahren.

Ich muß voranschicken, vor der Reise gab es ein großes Gerede, was man den Bauern am besten mitbringt. Und ich rieten mir: Nimmt man recht buntes. Das liebt der Bauer. Er ist doch ein kalter Weid.

Also ging ich auf den Markt um Brot zu kaufen. Da sah ich einen Käse. Im Käse aber ist ein Papagei. Erst auf der Stange, schauelt und brüllt auf französisch: Charmant, das soll soviel heißen wie ausgeschnitten.

Nun, meine Lieben, diesen Papagei habe ich gekauft. Da wird das Dorf aber staunen, denkt ich bei mir.

Nun ja, es hat gekauft, das läßt sich denken. Und billig habe ich den Papagei gekauft. Sieben Pfund Brot habe ich für ihn gegeben.

Und bald darauf fuhr ich los.

Ich weiß noch, was für ein Geschwätz und Gelächter da in der Bahn losging. Wohin ich ihn bringe, fragt man mich, und wozu? Ich bring ihn ins Dorf, sag ich, Brot einzutauschen. Und wie hoch, frage ich, werden Papageien bezahlt? Welchen Preis kann ich verlangen?

Sie lachen mich aus.

Die Ware ist unbekannt, sagen sie. Bring ein Dutzend bei mir gleich auf dem Bahnhof ein halbes Pfund Korn, aber ich gabs nicht her. Daß ich ihn nur nicht zu billig herabe, dachte ich.

Schließlich komme ich in ein Dorf. Natürlich läuft das Volk zusammen. Brüllt vor Lachen. Die Kinder nicken den Kopf. Blasen ihm unter die Federn und amüßeren sich über ihn.

Aha, denke ich. Das sieht. Bald werde ich reich sein. Eine Frau hing auch gleich an, mit mir zu handeln. Und fast waren wir handelseinig geworden — zwei Pud wollte sie geben — da lacht plötzlich irgend ein Invalide auf.

Was ist das, frage er, ein Vogel?

Er betrachtet ihn kritisch und sagt: Das ist kein echter Vogel. Ein echter schreit „Dummkopf“, aber dieser redet da irgend ein unverständliches Zeug. Das ist kein echter.

Und so hat er mir den Handel verjüngt. Jetzt wollte das Weib auch was davon verstehen und bot nur noch ein Pud.

Also ging ich weiter. Ins nächste Dorf, in ein drittes, keiner wollte ihn haben. Man lachte über ihn, man blies ihm unter die Federn, aber keiner nahm ihn.

Zwei Tage hab ich mich mit dem Vogel herumgeschleppt. Abgehakt war ich, erschöpft, ganz von Kräften gekommen. Ich wollte schon den Vogel umsonst hergeben, da rief mit ein alter Mann, es mal in einem entlegeneren Dorf zu versuchen.

Sier an der Bahn ist das Volk verwöhnt, jagte er. Sie wissen selbst nicht, was sie wollen.

So machte ich mich also wieder auf den Weg. Der Weg war weit. Am schmal war es und häufig dazu. Die Wahrheit zu sagen, war ich fast am Ende meiner Kräfte. Und auch mein Vogel war müde. Trübselig sah er am Boden des Kässes und trah nicht.

Mein Gott, dachte ich bei mir, wenn er nur nicht vor der Zeit hin wird. Man hat ihn wohl zu viel genest unterwegs und zweimal habe ich ihn fallen lassen. Das wäre aber dumm, wenn er jetzt freipiert.

Gegen Abend kam ich endlich ins Dorf und trat in die erste Hütte, die am Wege lag.

Könnt ihr nicht einen Vogel gebrauchen?, frage ich den Wirt. Das können wir wohl gebrauchen, jagt der Bauer. Was soll er kosten?

Ich will ihm den Papagei zeigen, aber o weh: mein Vogel liegt auf dem Rücken und streckt die Füße wie Fisch.

Was, jagt der Bauer, willst du die Leute zum Narren halten? Handelt mit einem freipierten Vogel? Aber schade, sagt er, alles habe ich, ein Klavier, schöne Möbel, Silber, aber einen Papagei hab ich nicht. Schade, daß er freipiert ist. Ich hätte dir für ihn drei Pud gegeben. Was drei? — Vier hätte ich für so einen bunten Vogel gegeben.

Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich gehuelt damals. Den Käse ließ ich dem Bauern für das Abendbrot und am nächsten Morgen machte ich mich auf den Heimweg.

Nie wieder bin ich aus Land hinausgefahren! (Aus dem Russischen von Anna Ledort.)

Welt und Wissen

Erfindung durch einen Wäschezettel

Es ist bekannt, daß große Entdeckungen und Erfindungen häufig kleinen Zufällen zu verdanken sind. Die Tatsache, daß eine wesentliche technische Erfindung einen Wäschezettel zu verdanken ist, dürfte dennoch einsig dastehen. Es handelt sich dabei um die Erfindung des Steinbrucks durch Moos Senefeldt. Dieser Mann hat ein höchst romantisches Leben geführt. Er begann mit dem Studium der Rechtswissenschaft, konnte es wegen unglücklicher Familienverhältnisse nicht fortsetzen, wurde Schauspieler, schrieb dann selbst kleine Dramen und wurde bei ihrer Drucklegung geschädigt. Da versuchte er, selbst in München, wo er damals lebte, eine Druckerei einzurichten, und unterwarf in ihr allerlei Druckversuche, vor allem mit Kupfer- und Stahlplatten, wie man sie für künstlerischen Druck benutzte. Dann machte er auch einen Versuch, mit den in Solenhofen gefundenen Schieferplatten auf die gleiche Weise zu drucken.

Einesmal hatte er nun eine solche Platte gerade vor sich liegen, als er seine Wäsche aufnotieren wollte, und da er kein Schreibmaterial zur Hand hatte, so schrieb er mit fetter Druckfarbe auf die Platte. Nachher überkam er durch einen Zufall die Platte mit einer Säure und sah zur seiner Überraschung, als er die Säure abwuschte, daß die Druckfarbe die Säure nicht angenommen hatte. Er versuchte nun, den stehenbleibenden Wäschezettel abzufrucken.